

Rezensionen

Deutsch-französischer Reformdialog

Wolfgang Neumann (Hg.): *Welche Zukunft für den Sozialstaat? Reformpolitik in Frankreich und Deutschland*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2004, 264 S., 39,90 €

In Frankreich und Deutschland dürften die fortdauernden tagespolitischen Debatten der letzten Monate über notwendige Reformen des Sozialstaates ausreichend Anschauungsmaterial für den Erkenntnisgewinn geliefert haben, den eine vergleichend angelegte, eingehendere Studie zu diesem Thema, wie sie die vorliegende Veröffentlichung einer vom Deutsch-Französischen Institut in Ludwigsburg initiierten Gruppe von einschlägig ausgewiesenen deutschen und französischen Experten darstellt, bieten kann. Die Entwicklung der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Rahmenbedingungen, unter denen diese Debatten stattfinden, und insbesondere die von den politisch Verantwortlichen in beiden Ländern eingegangene Verpflichtung, zur Verwirklichung einer sozialen und solidarischen Europäischen Union aktiv, das heißt nicht zuletzt auch durch überzeugende Strukturreformen des jeweiligen nationalen sozialstaatlichen Ordnungsrahmens beizutragen, lassen einen verstärkten deutsch-französischen Dialog unter Wissenschaftlern und verantwortlichen Politikern zu

diesen Fragen umso wichtiger erscheinen. Dieser Dialog ist, wie Wolfgang Neumann in seiner Einleitung ausführt, auf beiden Ebenen bislang nur unzureichend entwickelt, obwohl grundlegende Funktionsmechanismen der sozialen Sicherungssysteme in beiden Ländern vergleichbar sind: die Kopplung der Systeme an den Beschäftigungsstatus, die Organisation nach dem Umlageverfahren, der hohe Anteil der Beitragsfinanzierung und die Selbstverwaltung durch die Sozialparteien sowie die Ausgabenstruktur, das heißt die Höhe der Anteile der Ausgaben für die einzelnen Leistungsarten (Alterssicherung, Krankheits- und Gesundheitsvorsorge, Arbeitslosigkeit und Leistungen im Rahmen der Familienpolitik) an den Gesamtausgaben für die soziale Sicherung. Die zunehmende Komplexität jedes nationalen Systems, die eng mit der jeweiligen landesspezifischen Sozial- und Wirtschaftsentwicklung der beiden Länder seit Ende des 19. Jahrhunderts verbunden ist, daraus sich ergebende unterschiedliche Wissenschaftstraditionen und (disziplinspezifische) Forschungsstrategien, aber nicht zuletzt auch bedeutende fortbestehende Strukturunterschiede in der Architektur der beiden Systeme sozialer Sicherung haben zweifellos dazu beigetragen, dass gemeinsame deutsch-französische Forschungsprojekte immer noch Seltenheitswert haben. Insofern stellt die Veröffentlichung einen begrüßenswerten Beitrag zur gegenseitigen Verständigung bei, da sie die grundlegende Architektur der verschiedenen Säulen des Systems sozialer Sicherheit darstellt, die wichtigsten Instrumente erläutert, funktionale Äquivalente zwischen beiden Ländern aufzeigt, die Entwicklungsgeschichte kurz referiert und schließlich eine Bewertung der zukünftigen Entwicklungsmöglichkeiten und der bereits getroffenen Reformmaßnahmen versucht.

Nach einem allgemeinen Überblick, der Herausforderungen wie Globalisierung, soziodemographischen und technischen Wan-

del sowie Reformansätze in Deutschland und Frankreich mit Problemen und Lösungswegen in anderen, insbesondere angelsächsischen und skandinavischen Sozialsystemen vergleicht (Bruno Palier), befasst sich Mechthild Veil in anschaulicher Form mit dem System der Alterssicherung in beiden Ländern. Sie kommt zu dem Schluss, dass in den bislang durchgeführten Modernisierungsansätzen in Deutschland die Finanzierungsaspekte dominierten und mit der Einführung der Riester-Rente ein Bruch mit der Logik des klassischen Umlageverfahrens stattgefunden hat, während in Frankreich – in der Tendenz durchaus systemkonform – eher Verteilungsfragen diskutiert wurden, diese aber nicht systematisch in konkrete Reformen mündeten. Frankreich könnte, so Veil, zum wichtigsten Verteidiger des Umlageverfahrens in der EU werden. Es werde diese Position aber nur dann glaubhaft verteidigen können, wenn es gelinge, das in zahlreiche berufsgruppenspezifische Kassen des öffentlichen Sektors mit bis dato recht großzügigen, vielfach nur historisch zu verstehenden Sonderkonditionen aufgesplitterte System im Sinne einer gerechteren Gleichbehandlung aller Arbeitnehmer zu rationalisieren. Dabei sind es gerade diese „régimes spéciaux“, die von den Gewerkschaften nicht zuletzt aufgrund der mit der Selbstverwaltung der Rentenkassen verbundenen Freistellungsregelungen auch aus purem Selbsterhaltungstrieb heftigst verteidigt werden, wie die langwöchigen Streiks im Dezember 1995 gegen einen entsprechenden Reformversuch gezeigt haben. Kritisch ließe sich daher anmerken, dass die Feuerprobe für die Modernisierung der französischen Alterssicherung erst noch bevorsteht.

Zur Feststellung einer stärkeren Marktlogik in den Modernisierungsbemühungen der deutschen Sozialversicherung kommt auch Ingo Bode bei seiner Gegenüberstellung der Regulierungsmechanismen in den beiden Gesundheitssystemen. Für Deutschland stellt

er eine „Erosion landeseinheitlicher Versorgungs- und Leistungsstandards“ fest, während die französischen Reformanstrengungen eher darauf hinauslaufen würden, eben solche Standards effektiver durchzusetzen. Inwieweit die von der konservativen Regierung im Jahre 2004 verabschiedete Gesundheitsreform diesem Ziel gerecht wird, wird allerdings nicht nur von der parlamentarischen Opposition bezweifelt. Auffällig sind die Konvergenzen bei den zentralen Basisdaten zum Gesundheitswesen (Gesundheitsausgaben in Prozent des BIP, Ärztedichte, jährliche Arztbesuche etc.) in beiden Ländern, bei denen lediglich die wesentlich höheren Arzneimittelausgaben pro Kopf der Bevölkerung auf französischer Seite hervorstechen. Ebenso hervorzuheben sind aber auch die strukturellen Unterschiede in der – in Frankreich konfliktträchtigeren – Selbstverwaltung der Kassen, in der korporativen Selbstorganisation der Ärzteschaft und in der Aufteilung der französischen Krankenversicherung in eine gesetzliche Basisversicherung und genossenschaftlich oder privatwirtschaftlich organisierte Zusatzversicherungen (mutuelles) etc.

Stärkere deutsch-französische Konvergenzen stellt Wolfgang Neumann in seinem Beitrag zur Arbeitsmarktpolitik in beiden Ländern fest. Deregulierung und Flexibilisierung sind Schlagworte, die beiderseits des Rheins die Entwicklungen kennzeichnen, aber auch „aktivierende Arbeitsmarktpolitik“ ist ein gemeinsames Leitmotiv, wobei jedoch Frankreich wesentlich stärker als Deutschland noch an der massiven Förderung öffentlicher Beschäftigung festhält und Lohnsubventionierung betreibt, um Arbeitgeber zu Neueinstellungen zu bewegen, obwohl die Wirksamkeit dieser Ausgaben wegen der zahlreichen Mitnahmeeffekte höchst umstritten ist.

Pierre Concialdi beleuchtet im anschließenden Kapitel ein Problem, das in beiden Ländern zunehmend die Legitimationsgrund-

lage des Staates infrage stellt: die als Folge der Massenarbeitslosigkeit zunehmende nicht nur berufliche sondern auch soziale Ausgrenzung von Einzelpersonen beziehungsweise Personengruppen (Familien) und die damit um sich greifende Verarmung von Menschen im Wohlfahrtsstaat. In beiden Ländern ist die Sozialhilfe das letzte Auffangnetz für eine steigende Zahl von Arbeitslosen geworden. In den politischen Diskursen beider Länder stellt *Concialdi* eine Tendenz fest, die Schuld für diese sich verschlechternde Beschäftigungssituation beziehungsweise der fehlenden Beschäftigungsfähigkeit den Individuen zuzuschreiben, statt eine Analyse der wirtschaftlichen und kollektiven Ursachen für diese Entwicklung zu suchen. Armut wird somit zu einem individuellen Problem herabgestuft.

Jeanne Fagnani sucht in ihrem Beitrag über die deutsche und französische Familienpolitik nach den kulturellen und strukturellen Gründen für die im Vergleich zu Deutschland wesentlich erfolgreichere französische Familienpolitik, wenn man als Erfolgskriterium die Geburtenhäufigkeit beziehungsweise die Möglichkeit für die französischen Frauen nimmt, Vollzeitberufstätigkeit und Mutterrolle miteinander zu verbinden. Die Situation der französischen berufstätigen Mütter ist aufgrund einer dezidiert voluntaristischen und differenzierten Familienpolitik, die von einem breiten lagerübergreifenden politischen Konsens in Frankreich getragen wird, diesbezüglich ungleich einfacher als die der berufstätigen Mütter in Deutschland. Hier sehen sich heute viele Frauen in den alten Bundesländern als Folge der konservativen westdeutschen Familienpolitik der Nachkriegszeit wegen fehlender Betreuungsmöglichkeiten für Kleinkinder sowie nicht zuletzt auch wegen der bis heute nachwirkenden traditionellen Wertvorstellungen in Hinblick auf die frühkindliche Entwicklung vor die Alternative gestellt, entweder Kinder zu bekommen oder eine berufliche Karriere anzustreben.

Diese Alternative wird vor allem von Frauen mit Hochschulabschluss als belastend empfunden, mit der Folge, dass heute circa 40 Prozent der Frauen dieses Qualifikationsniveaus kinderlos bleiben, eine „*exception culturelle allemande*“ im internationalen Vergleich.

Ein Beitrag, der in jedem Fall anregend wirkt, indem er noch einmal zentrale Fragen der zukünftigen Entwicklung des Sozialstaates aufgreift, ist schließlich der von *Arnaud Lechevalier* am Schluss des Bandes. Er setzt sich kritisch mit den Argumenten des öffentlichen Diskurses hinsichtlich der „Kostenexplosion“ bei den Sozialleistungen auseinander, der damit verbundenen „Wettbewerbsnachteile“ für die deutsche und französische Wirtschaft, der seines Erachtens „vermeintlichen“ Herausforderung für den Sozialstaat durch die demographische Entwicklung (Alterung der Gesellschaft durch höhere Lebenserwartung und nachlassende Geburtenzahlen). *Lechevalier* stellt diesen Argumenten ein äußerst maßvolles Wachstum der Sozialleistungen gegenüber und weist nach, dass zum Beispiel im Fall Frankreichs die jährlichen Zuwachsraten seit den 1970er Jahren deutlich geringer geworden sind. Bezüglich des Arguments der nachlassenden Wettbewerbsfähigkeit infolge hoher Arbeitskosten kritisiert er die einseitige Ausrichtung am Preis und weist auf die zunehmende Bedeutung von nicht preislichen Faktoren (Qualität und Differenzierung der Produkte, Innovation, Anpassung an die Weltnachfrage) hin. Es bleibt die Frage, inwieweit dies für alle Produkte gilt, und inwieweit hier nicht nach Produktkategorien differenziert werden muss. Dennoch fordert dieser Beitrag zur kritischen Überprüfung monokausaler Erklärungen für die Probleme des Sozialstaates heraus, insbesondere, da er die Zukunft der Sozialsysteme kritisch im Lichte der Ziele der von der EU betriebenen Wirtschafts- und Sozialpolitik beleuchtet.

WERNER ZETTELMEIER

Die Hydra des Antisemitismus

Michel Winock: *La France et les Juifs. De 1789 à nos jours*. Éditions du Seuil, Paris 2004, 409 S., 22 €

Michel Winock schildert in seinem neuesten Buch das Verhältnis von Juden und Nichtjuden in Frankreich ab der Revolution, aus der im Jahr 1791 die bürgerliche Emanzipation der Juden folgte. Ihre seit dem vierten Jahrhundert dokumentierte Präsenz, die mittelalterlichen Zentren jüdischer Gelehrsamkeit, die mehrfachen Vertreibungen, die allmähliche Wiederansiedlung und ihre schließliche Duldung klammert er aus. Sein Interesse gilt eindeutig der modernen, aufgeklärten, laizistischen Epoche. Dass die bürgerliche Gleichstellung und die damit einhergehende Akkulturation zu Spannungen innerhalb der jüdischen Gemeinden führte, zu denen auch die unterschiedlichen Interessen der sephardischen Juden („marchands portugais“) in Bordeaux und Umgebung und der orthodox geprägten aschkenasischen Juden im Osten Frankreichs beitrugen, ist für Winock nicht von Bedeutung.

Im Verlauf einer zunehmenden Säkularisierung und Assimilation spitzte sich außerdem die Frage nach der jüdischen Identität weiter zu. An der Schwelle des Aufgehens in der Umgebungsgesellschaft stand für viele die Konversion. Denjenigen, die nicht konvertieren wollten, stellte sich die Frage nach ihrem persönlichen Judentum. Warum sollten sie noch länger Juden bleiben und damit verbundene Nachteile ertragen, wo sie weder Glaube noch Traditionen mehr mit dem Judentum verbanden. Seither „tanzt das Judentum eines jeden Einzelnen“, wie Franz Rosenzweig es formuliert hat, „auf der Nadelspitze eines ‘Warum?’.“

Diese religiösen, kulturellen Umbrüche innerhalb des Judentums stehen nicht im Blickfeld Winocks. Genausowenig scheinen ihn die Einflüsse der deutschsprachigen Haskilim, der jüdischen Aufklärer wie Moses Mendelssohn, Naphtali Wessely, David Friedländer

oder Lazarus Bendavid, auf diesen Prozess zu interessieren. Als Parteigänger des Laizismus begrüßt Winock säkulare Tendenzen, auch wenn sie den Verlust von weitgehender Autonomie, eigener Gerichtsbarkeit und Schulen bedeuteten.

Wann immer es aber um das Verhältnis von Juden und Nichtjuden geht, taucht das ‘Gespenst des Antisemitismus’ auf. Folglich handelt Winocks Buch vor allem davon. Denn selbst der Weg in die totale Assimilation, sei sie mit einer Konversion verbunden oder nicht, brachte nicht immer die gewünschte „Normalisierung“. Der mittelalterliche christliche Antijudaismus ebte zwar im 19. Jahrhundert langsam ab, was an der schrittweisen Säkularisierung der europäischen Gesellschaften lag, doch verfestigte sich stattdessen die Ansicht, dass das Verhalten der Juden nur durch unveränderliche Rassemkmale erklärbar sei. An die Stelle der Forderung nach Assimilation und Konversion zum Christentum setzte der rassische Antisemitismus das Verdikt genetischer Determiniertheit. Die sozialen Verlierer der Modernisierung – die traditionellen Eliten und vorindustriell geprägte Wirtschaftszweige – fanden in den Juden eine willkommene Zielscheibe ihrer Unzufriedenheit. Da die Juden von den Veränderungen profitierten, die das traditionelle Leben unterminierten, erschien es vielen plausibel, dass sie für eben jene Veränderungen verantwortlich waren. Antisemiten witterten in der Anpassung der Juden eine Tücke, die Gesellschaft zu unterwandern. Den Mythos von der heimlichen Invasion der Juden nährte der Journalist Édouard Drumont mit seinem Buch „La France juive“ (1886), das sehr schnell zu einem Bestseller avancierte.

In der Affäre um den wegen Spionage angeklagten Hauptmann Alfred Dreyfus, die sich 1894–1906 abspielte, kulminierten dann antisemitische Ausbrüche. Als die Unschuld Dreyfus’ erwiesen werden konnte, feierten die Republikaner die Affäre als „Sieg der Wahr-

heit“, der die selbstreinigenden Kräfte der Republik zeige („...et fera l'éternel honneur de la France“). Sehr verhalten hingegen reagierten die jüdischen Organe. Wohl weil man daraus keine „jüdische Affäre“ machen wollte. Dennoch ließ sich das antisemitische Blatt „La Libre Parole“ nicht abhalten, den Ausgang des Prozesses als „Triumph der Juden“ zu bezeichnen. Im geistigen Umfeld dieser Zeitschrift plädierte man nun für einen „antisémitisme de raison“, der mit wissenschaftlichen Mitteln die Gefahr einer „jüdischen Weltverschwörung“ bannen sollte.

Obwohl 1835 in Frankreich von 300 Geldhändlern nur 45–50 Juden waren, wurden Bankiers und Juden gerne gleichgesetzt. Ohne Rücksicht auf logische Folgerichtigkeit wurde das alte Negativklischee des Wucherjuden (in seiner modernen Version des geldgierigen Kapitalisten) mit dem neuen Bild des subversiven „jüdischen Bolschewisten“ verknüpft, dessen Ziel es war, Privateigentum und Kapitalismus zu zerstören. Als Reaktion fand 1929 die Gründung der Ligue Internationale Contre l'Antisémitisme (LICA) statt, deren Schwäche immer blieb, dass ihr hauptsächlich Juden angehörten, wodurch sie dem Vorwurf ausgesetzt war, eine Interessenvertretung zu sein. Wenig später verbündete sich der Antisemitismus sogar mit dem Pazifismus. Der drohende Zweite Weltkrieg wurde zur „guerre juive“ erklärt, weil angeblich nur die Juden ein Interesse haben konnten, Nazi-Deutschland zu bekriegen.

Eines der spannendsten Kapitel ist mit „La bataille de la mémoire“ überschrieben. Winock beschreibt hier das große Schweigen über die Vergangenheit in der Zeit unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg. Die nationalsozialistische Judenvernichtung drang noch lange nicht ins allgemeine Bewusstsein. Die Juden galten als „martyrs parmi d'autres“, und die Überlebenden wollten nicht über die Zeit in den Lagern sprechen. Die Opferrolle wurde von einigen geradezu als Schandfleck für die jüdische Ehre emp-

funden. An die Seite der Traumatisierung trat der Wille, eine neue Existenz aufzubauen. Zwischen 1945 und 1957 legten 2 150 Juden ihre als Stigma empfundenen Familiennamen ab. Es irritiert, wenn Winock diesbezüglich von „retour à la norme“ spricht und den Namenswechsel mit dem dringenden Wunsch nach Anpassung („volonté d'indifférenciation“) begründet. Ebenso gut kann man darin eine resignierte Antwort auf übermäßigen Assimilationsdruck sehen.

Auf nichtjüdischer Seite wollte man ebenfalls, wenn auch aus anderen Motiven, die Vergangenheit Vergangenheit sein lassen. Präsident Pompidou sah 1972 die Zeit gekommen, die Jahre des Schreckens zu vergessen. Winock schildert, wie die breite Öffentlichkeit 1985 durch den Dokumentarfilm „Shoah“ von Claude Lanzmann aufgeschreckt wurde und in den 1990er Jahren durch Holocaust-Leugner und antisemitische Äußerungen *Le Pens*. Die Diskussion über die eigene französische Beteiligung am Holocaust wurde in Frankreich lange Zeit – auch durch Amnestiegesetze wie das von 1953 – verzögert. Erst in den 1990er Jahren fanden vor dem Hintergrund von Prozessen gegen Vichy-Beamte Debatten statt. Das Ringen um die Vergangenheit und den richtigen Umgang mit ihr ist gerade aus deutscher Leserperspektive hochinteressant.

Während sich in den 1990er Jahren allenthalben eine Sensibilisierung der Gesellschaft für das Thema Antisemitismus abzuzeichnen begann, schockiert die seit Beginn des neuen Jahrtausends steigende Zahl von Attentaten auf jüdische Einrichtungen. Erklärt wird dies damit, dass sich junge maghrebinische Einwanderer mit den von Israel unterdrückten Palästinensern identifizierten und unter der Fahne des Anti-Zionismus gegen Juden in Frankreich vorgehen, die sie mit der israelischen Regierung und den Israelis allgemein gleichsetzen. Manche Franzosen sind daher geneigt, die Übergriffe gewissermaßen als „révolte anticolonialiste“ zu rechtfertigen.

Kommt der Groll gegen Israel aus den ehemaligen Kolonien, verstummt der Anti-Antisemitismus. Winock sieht darin den Ausdruck eines „postkolonialen Komplexes“, der die Franzosen auf die Seite der ehemals Unterdrückten zieht. Aus falschverstandener Solidarität lassen sie sich die unstatthafte Gleichsetzung gefallen, die aber gerade den Kern antisemitischen Gedankengutes ausmacht. Über die Gefahren, die ein solcher Import des Nahost-Konfliktes mit sich bringt, ist man sich in Frankreich – dem europäischen Land mit der größten jüdischen Gemeinschaft (etwa 600 000 Juden) und den meisten Muslimen (circa 5–6 Millionen) – bisher noch nicht ausreichend klar geworden.

Die Stärke von Winocks Darstellung ist die Ausgewogenheit, mit der er seine zahlreichen Quellen auswertet, schicht- und gruppenspezifische Unterschiede herausarbeitet und darstellt. Ohne den Antisemitismus zu bagatellisieren, gelingt es ihm, in konkreten Fällen vermutete antisemitische Motive anhand von Fakten zu zerstreuen. Hier hätte er auch folgendes Vorkommnis erwähnen können, das sich im Juli 2004 in einem der ‘quartiers de banlieue défavorisés’ von Paris zuge-

tragen hat: Eine Frau behauptete, sie sei mit ihrem Baby im RER-D von sechs Männern maghrebinischer Herkunft überfallen und misshandelt worden – man habe sie für eine Jüdin gehalten. Die Geschichte war indes erfunden, und die tagelange öffentliche Empörung über die angebliche Tat schlug in Empörung über die Lüge um. Solche Vorfälle führen zu Irritationen. Eine weitere konnte nur verhindert werden, da die Jüdische Studentenvereinigung (UEJF) von einer im letzten Jahr geplanten provokativen Aktion selbst Abstand nahm, bei der Andachtsbilder, die den gekreuzigten Jesus oder die Muttergottes zeigen, mit „sales juifs“ überschrieben werden sollten. Bei aller Dringlichkeit, die Gesellschaft aufzurütteln und etwas gegen den Antisemitismus zu tun, erkannte man, dass solche Aktionen das Klima nur unnötig aufheizen würden.

Gegen den Antisemitismus scheint kein Kraut gewachsen. Winock schließt mit der Forderung, den Antisemitismus zu einem „sakralen Tabu“ zu machen. Damit meint er kein generelles Denkverbot. Überlegenswert ist so ein Vorschlag allemal.

RAFAEL ARNOLD

Nützliches Handwerkszeug

Michel Pinçon / Monique Pinçon-Charlot: *Sociologie de Paris. La Découverte*, Paris 2004, 121 S., 7,95 €

Stephan Moebius / Lothar Peter (Hg.): *Französische Soziologie der Gegenwart*. Universitätsverlag (UVK), Konstanz 2004, 492 S., 19,90 €

Übersichten, Einführungen und Handbücher sind gerade bei den Verlagen sehr im Schwange und die Gründe dafür sind durchsichtig: Man glaubt, das verkauft sich. Und so kommt es, dass man zuweilen bei der Durchsicht von

Verlagsprospekten glaubt, es gebe (außer in dicken, allseits finanzierten Kongressberichten und fetten Festschriften) kaum Wissenswertes mehr.

Je ganz unterschiedlich belehren uns die beiden vorliegenden „Soziologien“, wie heute Wissen aufbereitet werden kann. Die einen (Pinçon / Pinçon-Charlot) durch thematische Übersicht, die anderen (Moebius / Peter) durch eine eindringliche Beschreibung wichtiger Forscherpersönlichkeiten.

Michel Pinçon und Monique Pinçon-Charlot sind durch ihre herausragenden Arbeiten zur

Bourgeoisie der französischen Metropole und durch ihre eigenwilligen Feldforschungen bekannt geworden. Sie haben sich vorgenommen, den ganz anderen kulturellen Code der französischen Hochbourgeoisie zu knacken, darüber haben sie einige Bücher geschrieben – und dazu mussten sie an einigen „Hetzjagden“ teilnehmen. Hier nun legen sie eine thematisch gegliederte Übersicht vor.

Sie fragen zunächst: Wie kann man Paris beschreiben? („Lire Paris“), und geben dann die grundlegenden sozialstrukturellen Bestimmungen, um in den Folgekapiteln die zentralen Forschungs- und Problembereiche zu behandeln: Die Deproletarisierung und „Gentrification“ der Stadt, die politische Entwicklung nach dem Sieg der Linken, die bourgeoise Sonderrolle der Binnenstadt und schließlich die Bedeutung der Region. Das kleine Büchlein enthält zahllose Graphiken und Tabellen, die die historische Entwicklung und den aktuellen Stand beschreiben, eingeschobene beschreibende Kurztexte (etwa zu Erhellung eines Stadtteils) fördern die Anschaulichkeit. Einzige Schwäche des Buches ist die doch sehr starke Binnensicht der Dinge, ein Blick auf andere Metropolen hätte manches vergleichende Urteil ermöglicht.

Ganz anders Stephan Moebius und Lothar Peter: Das wesentlich umfangreichere Buch hat den Anspruch, anhand von Personen die gegenwärtige französische Soziologie darzustellen. Die vielen in dem Bande vertretenen Autoren beschreiben zunächst vier geläufige Großtheorien: kollektives Handeln im Verband (Michel Crozier und Erhard Friedberg), die erklärende Soziologie (Raymond Boudon), den Aktionalismus (Alain Touraine) und die Soziologie als teilnehmende Objektivierung (Pierre Bourdieu). Nach den „Großen“ folgen berechtigterweise die „Kleinen“, und das heißt die „Grenzgänger“ Georges Balandiers und Edgar Morin. Thematische Schwerpunkte in den folgenden drei Großkapiteln sind dann die Soziologie der Individualisierung und Plura-

lisierung (Jean-Claude Kaufmann und Bernard Lahire), die Postmoderne (unter anderem mit Baudrillard) und schließlich die Soziologie der Exklusion, der Rechtfertigung und der sozialen Frage (mit unter anderem Dominique Schnapper und Robert Castel). Es spricht für den sorgfältig systematisierenden Band, dass die Herausgeber eine ausführliche historische Einleitung geschrieben haben, die den Unkundigen ein wenig an die Hand nimmt. Einwände gegen die Gewichtung und auch gegen manche Interpretation gäbe es sicher hier und da – sie sind indes bei so vielen Autoren ziemlich unerheblich.

Ist das Buch ein Stück weit „Franzosen-theorie“ im Sinne Lothar Baiers? Wird hier ein Stück „deutsches Denken über Franzosen“ vorgeführt? Ganz sicher in dem Sinne, als hier ziemlich laut theoriebezogen gepfiffen wird (ein empirisches Beispiel, ein Beleg aus dem Leben und der Arbeit des Soziologen hätte der Sache gut getan). Um „Franzosen-theorie“ handelt es sich jedoch noch aus einem anderen Grund: So glatt wie hier getan wird, sind auch in Frankreich die Grenzen zu anderen Fächern nicht gezogen. Dass man als Stadtsoziologe in dem Band kaum etwas über französische Stadtsoziologen findet, das muss man einstecken können, schließlich sind die Großdenker ganz gut erfasst. Weniger einleuchtend indes scheint, dass die Grenzen zu den Historikern und zu den Kulturwissenschaftlern nicht markiert worden sind.

Man sieht, beide Bücher haben Probleme mit der „Umsicht“, es fehlt der Blick über die Fachgrenzen hinaus – vielleicht ist das eine Schwäche der allseits grassierenden Einführungen, Überblicke und Rückblicke. Beide Bücher aber bieten für den soziologisch Interessierten ein Stück nützliches Handwerkszeug und darüber hinaus Einblicke in wesentliche Themenbereiche.

KLAUS SCHÜLE

Französische Schriftsteller plaudern aus der Schule

Christian Krumb (Hg.): *L'âge d'or du tableau noir*. Anthologie, Les Belles Lettres, Paris 2004, 474 S., 24 €

„Wir waren beim Studium, als der Direktor eintrat, gefolgt von einem bürgerlich gekleideten Neuen und einem Schuldiener, der ein großes Pult trug. Die, die geschlafen hatten, wurden wach, und alle fuhren auf, als seien sie beim Arbeiten überrascht worden. Der Direktor bedeutete uns mit einem Wink, wir sollten uns wieder hinsetzen, dann wandte er sich zum Lehrer: 'Monsieur Roger', sagte er halblaut zu ihm, 'diesen Schüler empfehle ich Ihrer besonderen Aufmerksamkeit, er tritt in die fünfte Klasse ein. Wenn seine Arbeit und sein Betragen es verdienen, wechselt er zu den Großen, wo er seinem Alter nach hingehört.'“

Es ist seine lachhafte Mütze, die den neuen Schüler umgehend zum Gespött der Klasse macht, worauf dieser, gänzlich aus der Fassung gebracht, auf die Frage des Lehrers nach seinem Namen nur ein gestammeltes „Charbovari“ hervorbringt. „Der Heidenlärm, der sogleich losbrach, stieg, von schrillen Stimmen durchsetzt, im Crescendo auf (wir heulten, wir bellten, wir trampelten, wir brüllten: Charbovari! Charbovari!), schlingerte dann in einzelnen Tönen weiter, legte sich nur mit Mühe, flackerte manchmal wieder auf in einer Bankreihe, wo da und dort noch, wie schlecht gelöscht Feuerwerk, ein ersticktes Lachen aufsprang. Unter einem Hagel von Strafarbeiten jedoch kehrte in der Klasse wieder Ordnung ein, und der Lehrer, dem es gelungen war, den Namen Charles Bovary zu verstehen, nachdem er ihn sich diktieren, buchstabieren und wiederholen lassen hatte, verwies den armen Teufel unverzüglich auf die Eselsbank vor dem Katheder.“

Mit dieser exquisiten Szene in einem Klassenzimmer hebt ein „Sittenbild der Pro-

vinz“ an, dessen Realismus in der Romanliteratur selbst Schule machen sollte. Gustave Flaubert zieht den Leser der „Madame Bovary“ von der ersten Seite an in den Bann seines souverän ungerührten Erzählstils. Die Eröffnung des weltberühmten 1857 erschienenen Romans ist ein literarisches Kabinettstück, das einen Vorgeschmack auf die scharfe Feder gibt, mit der der Autor die „mœurs de province“ (so der bezeichnende Untertitel) aufzuspießen gedachte. Auch wenn Flauberts meisterliche Overtüre in einem beliebigen Klassenzimmer nur kurz ist und für den weiteren Verlauf des Romans keine Konsequenzen hat, nimmt sie unter den Prosastücken zur französischen Schule gewissermaßen einen Ehrenplatz ein.

Wenn auch Alain-Fournier („Le Grand Meaulnes“), Maupassant („Clair de lune“) und Proust („Jean Santeuil“) mit Romanauszügen zu Wort kommen, so dominieren in der von Christian Krumb herausgegebenen Anthologie „L'âge d'or du tableau noir“ jene Texte, in denen sich französische Schriftsteller an ihre eigene Schulzeit erinnern. Den zeitlichen Rahmen bildet dabei das lange 19. Jahrhundert, in dem sich Frankreich anschickte, die 1789 erkämpfte Emanzipation von klerikaler Vormundschaft auch im Bildungswesen durchzusetzen. Die Konfrontationen zwischen Republikanern und Katholiken sollten erst mit dem Laizitätsgesetz von 1905 eine definitive Lösung finden. Die von François Guizot 1833 gesetzlich verankerte „communale“, die jede Gemeinde zu einer eigenen Grundschule verpflichtete, war ein entscheidender Schritt zur Demokratisierung des Unterrichts.

Die Kirche befand sich zwar in der Erziehung spätestens 1882 mit der Einführung des „enseignement gratuit, laïc et obligatoire“ auf dem Rückzug, doch fehlte es einzelnen Nachhutgefechten nicht an intellektueller Schärfe. Einer der aufgeklärtesten Köpfe seiner Zeit, der sich dennoch gegen das laizisti-

sche Schulprogramm aussprach, war Ernest Renan (1823–1892). Bekannt geworden durch seinen biographischen Bestseller über den Gottessohn „Vie de Jésus“ (1863), veröffentlichte Renan 20 Jahre später seine „Souvenirs d'enfance et de jeunesse“. Aus diesen noch immer lesenswerten „Kindheits- und Jugenderinnerungen“ hat Christian Krumb für seine Anthologie das glänzende Porträt von Renans Lehrer Mgr Dupanloup ausgewählt. Dieser weltoffene Kirchenmann machte das Pariser Séminaire Saint-Nicolas du Chardonnet zu einer herausragenden Bildungsanstalt, in dem die Söhne wohlhabender Familien gemeinsam mit Hochbegabten niederer Herkunft unterrichtet wurden. Die respektvolle Schilderung des weitsichtigen Lehrmeisters ist umso bemerkenswerter, als es derselbe Dupanloup war, der sich als Mitglied der Académie française der Aufnahme Renans in den illustren Kreis der 40 Unsterblichen heftig, wenn auch vergeblich, widersetzte. Dupanloup konnte nicht ahnen, dass er mit der Aufnahme des jungen Bretonen Ernest in sein Seminar einen späteren Homme de lettres fördern sollte, dessen gegen den Katechismus verfasstes „Leben Jesu“ die Gläubigen schockieren sollte. Renan besaß jedoch die Größe, es seinem Lehrer und späteren intellektuellen Widersacher in seinen Memoiren nicht heimzuzahlen, sondern im Gegenteil mit der Hommage an den Pädagogen Dupanloup auch dem „gebildeten und weltgewandten Klerikalismus“ ein Denkmal zu setzen.

Die heute in Frankreich wieder viel diskutierte Chancengleichheit zeigt sich exemplarisch nicht nur bei Ernest Renan, der es dank seiner guten schulischen Leistungen vom Collège im bretonischen Tréguier in das Pariser katholische Seminar brachte. Auch Charles Péguy (1873–1914), der seine Kindheit in Orléans verbrachte, stammte aus bescheidenen Verhältnissen. Dank bester Noten kam er

als einer der ersten Schüler der III. Republik in den Genuss eines staatlichen Stipendiums, das ihm den Aufstieg bis in die École Normale Supérieure ebnete. So wie der kirchliche Renegat Renan nicht anstand, in seinen Erinnerungen seinem katholischen Lehrer Dank abzustatten, fand der zu glühendem Glaubenseifer zurückgekehrte Péguy in seinem Buch „L'Argent“ (1913) höchstes Lob für seine republikanischen Lehrer: „Unsere jungen Lehrmeister waren schön wie schwarze Husaren. Schlank, streng, straff gegürtet. Ernsthaft waren sie und zitterten nur ein wenig vor ihrer Fröhereife, ihrer plötzlichen Macht. Eine schwarze Hose, mit einer, wenn ich mich recht erinnere, violetten Borte trugen sie. Violett ist nicht nur die Farbe der Bischöfe, sondern auch des Unterrichts in der Grundschule. Eine schwarze Weste und ein langer schwarzer Gehrock, eng geschneidert, mit zwei gekreuzten Palmen am Revers komplettierten ihr Aussehen. Das Emblem wiederholte sich auf der flachen Mütze. Diese zivile Uniform war noch gebieterischer, noch militärischer als ein Waffenrock.“

Wenn der Schriftsteller Charles Péguy heute kaum noch gelesen wird, so ist seine Formulierung von den „jeunes hussards de la République“ immer noch im Umlauf. „‘Unsere Lehrer und unsere Pfarrer’, das wäre ein guter Titel für einen Roman“, schreibt er an anderer Stelle. Péguy, der ein Jahr später, gleich zu Beginn des Ersten Weltkrieges, fiel, hat diesen Roman nicht geschrieben. Doch war die doppelte Prägung durch die Religion und den Republikanismus kennzeichnend für viele französische Lebensläufe, die im „goldenen Zeitalter der schwarzen Tafeln“ zu höherem Wissen strebten. In der gleichnamigen Anthologie, in der Schriftsteller aus der Schule plaudern, bekommt man reichlich Anschauungsunterricht auf dem literarischen Silbertablett serviert.

MEDARD RITZENHOFEN

Rückblick auf Frankreichs Ratspräsidentschaft vor Nizza

Doris Dialer: *Die EU-Präsidentschaft Frankreichs. Eine politikwissenschaftliche Analyse des französischen Ratsvorsitzes im 2. Halbjahr 2000. Europäische Hochschulschriften, Reihe 31, Bd. 494.* Peter Lang, Frankfurt am Main u.a. 2004, 126 S., 27,50 €

Der Europäische Rat, in dem sich die Staats- und Regierungschefs der EU-Mitgliedstaaten versammeln, gibt die strategischen Leitlinien für die Entwicklung der EU vor. Ursprünglich war für die Präsidentschaft – außer dem formalen Vorsitz und der Einberufung von Treffen – jedoch kein institutionelles Design vorgesehen. Mit zunehmender Integrationsdichte und Ausweitung der Europäischen Gemeinschaft wurde vermehrt auf die Präsidentschaft in den Bereichen zurückgegriffen, die in den Verträgen nicht klar geregelt waren. So hat sich im Laufe der Jahre eine „Sprecherfunktion“ (S. 26) der Ratspräsidentschaft entwickelt, die immer wichtiger für das Agenda-Setting europäischer Politik wurde.

Die Analyse von Institutionen, Akteuren und Entscheidungsprozessen in unterschiedlichen Politikfeldern gehört zum Kerngeschäft der Politikwissenschaft. Das kann innerhalb eines bestimmten Zeitraumes geschehen, muss aber nicht. Einen äußerst spannenden Zeitraum hat sich die Autorin vorgenommen, nämlich die sechs Monate, in denen Frankreich die EU-Ratspräsidentschaft innehatte, an deren Ende mit dem Gipfel in Nizza die wichtigen Fragen der institutionellen Zukunft der EU geregelt werden sollten.

Wir erinnern uns: Die so genannten „left-overs“ von Amsterdam – die Stimmengewichtung im Rat, die Ausweitung des qualifizierten Mehrheitsentscheids sowie die Zusammensetzung und Organisation der Kommission – sollten Kerngegenstand der Vertragsreform sein. Beflügelt wurde die tro-

ckene Institutionenendebatte durch die Humboldt-Rede von Joschka Fischer am 12. Mai 2000, die das ebenso trockene Wort der „Finalität“ in den europäischen Diskurs einführte. Für die allgemeine Frage, welches Europa es denn sein soll, hatte die Rede katalytische Wirkung. Chiracs Antwort in seiner Rede vor dem Bundestag am 27. Juni 2000 inszenierte den Beginn der französischen Ratspräsidentschaft. Das Ende des Untersuchungszeitraumes legt die Autorin jedoch auf den Juni 2002 – unter Einschluss des Post-Nizza-Prozesses, der aber nur fünf der knapp 100 Seiten einnimmt.

Es handelt sich, so das Vorwort, um eine „analytisch-empirische Studie“, welche die „zentralen Herausforderungen der EU-Präsidentschaft eingehend behandelt“ (S. 5). Bedauerlich – jedoch für Abschlussarbeiten nicht untypisch – ist, dass eine eigentliche Fragestellung nicht entwickelt wird, weil der Zeitrahmen schlicht dazu verführt, im Deskriptiven zu verbleiben: „eine chronologische Darstellung vergangener sowie bestehender politischer Wirklichkeit [wird] angestrebt“ (S. 14). Bedauerlich ist zum zweiten – und wieder für Abschlussarbeiten nicht untypisch –, dass die einzelnen Kapitel nebeneinander präsentiert werden, ohne dass einsichtig wäre, wieso sie aufeinander folgen. Nach Kapitel eins mit dem (fragwürdigen) Titel „Die EU-Präsidentschaft – ein Organ der EU?“ folgt das politische System Frankreichs (wozu?), dem sich ein Kapitel zu „Frankreich im europäischen Kräfteverhältnis“ anschließt, worin sich allerlei Unzusammenhängendes wiederfindet: die deutsch-französische Achse, die französische Europadebatte, die verstärkte Zusammenarbeit.

Anders formuliert: Hier wurde eine Chance vertan, denn mancherorts werden wichtige Fragen aufgeworfen, die jedoch angesichts der anspruchsvolleren Operationalisierung nicht weiter verfolgt werden. Zwei Beispiele: „Lassen sich objektive Beurteilungskriterien dafür finden, ob eine Präsi-

denschaft erfolgreich war?“ (S. 13). Es müssen nicht unbedingt Erfolgskriterien sein, die angelegt werden. Grundlegender wäre es, zunächst Kriterien zur Analyse einer Institution (der EU-Ratspräsidentschaft) zu entwickeln, um sodann die Auswirkung der Verhandlungsführung auf die Politikergebnisse in den Blick zu nehmen. Die Rolle der Kohabitation im europapolitischen Entscheidungsprozess wird mit dem treffenden Hinweis erwähnt, dass „die innenpolitische Konstellation der Kohabitation für die schwache Verhandlungsführung während des sechsmonatigen Vorsitzes ausschlaggebend [war]“ (S. 51). Man hofft an dieser Stelle auf eine analytische Verknüpfung zwischen dem Spielraum der doppelköpfigen Exekutive auf nationaler Ebene und der policy-Agenda auf europäischer Ebene. Statt dessen folgt ein historischer Abriss zum deutsch-französischen Motor.

Im verbleibenden Drittel werden die Herausforderungen des französischen Vorsitzes

geschildert – Institutionenreform, Wertegemeinschaft und Grundrechtecharta sowie die bilateralen Maßnahmen der EU-14 gegen Österreich. Hier informiert das Buch über die Europapolitik im Jahr 2000. Aber das, was den durch den Titel suggerierten Untersuchungsgegenstand signifikant ausmachen soll – die französische Ratspräsidentschaft –, scheint dabei keine Rolle zu spielen. Bei alledem ist es unverständlich, warum sich wirklich Wichtiges in den Fußnoten findet: sei es die Definition des Untersuchungsgegenstandes (S. 25, Anm. 31), die in einen konzeptionellen Teil oder wenigstens in den Haupttext gehört, oder zum eigentlichen Thema gehörende Fragen, die ein Kapitel der Arbeit hätten bilden können: „Interessant ist, wie sehr der Nizza-Gipfel durch die vorgezogene Europa-Debatte beeinflusst wurde“ (S. 58, Anm. 126). Interessant ist, dass immer wieder Abschlussarbeiten zur Publikation empfohlen werden.

WOLFRAM VOGEL

Intellektuelle unter deutscher Besatzung

Albrecht Betz / Stefan Martens (Hg.): *Les intellectuels et l'Occupation, 1940–1944. Collaborer, partir, résister*. Éditions Autrement (Collection Mémoires no 106), Paris 2004, 345 S., 19,95 €

Als „divine surprise“ begrüßte Charles Maurras Anfang 1941 Pétains plötzlichen Aufstieg zum Staatschef. Ein halbes Jahr zuvor hatte das autoritäre Vichy-Regime die verhasste Dritte Republik abgelöst. Damit war der „Action Française“-Mitbegründer seinen neonarchistischen, antisemitischen und antidemokratischen Zielen ein gutes Stück näher gekommen. Jenes Geschenk des Himmels verdankte Maurras freilich den Deutschen, gegenüber denen er eine tiefe Abneigung

empfand. In derselben oder einer ähnlichen Situation befanden sich viele französische Intellektuelle nach dem Debakel von 1940: Frankreich war besiegt worden, aber sie gingen aus der Niederlage mit ihren Ideen als Sieger hervor. Davon und von mehr oder weniger subtilen Affinitäten zwischen Geist und Macht handelt der aus einer Pariser Tagung hervorgegangene Sammelband.

Er ist in drei Teile gegliedert. Im ersten werden einige Vertreter der geistigen Elite vorgestellt. Der zweite spürt den oft komplexen Einstellungen zwischen nuancierter Zustimmung zur neuen Ordnung, Widerstand und Exil nach. Der dritte schließlich thematisiert Werte und Ausbildung der Intellektuellen während der deutschen Besatzung. Tagungsbände sind selten aus einem Guss.

Diese Regel wird hier bestätigt. Sieht man aber über einige Ungereimtheiten hinweg – so handelt ein Beitrag von den Intellektuellen im faschistischen Italien –, ergeben sich interessante Einblicke in französische Zustände während des Krieges, die die Forschung voranbringen können.

Ein eindrucksvolles Beispiel solcher innovativen Ansätze liefert Hans Manfred Bock (Kassel) mit seinem Artikel über André François-Poncet. Der französische Botschafter in Berlin von 1931 bis 1938 hatte sich vor allem mit seinen scharfsinnigen Analysen der deutschen Politik während der Agonie der Weimarer Republik und der ersten Jahre der Diktatur einen Namen gemacht. 1949 wurde er Hoher Kommissar und beaufsichtigte vom Petersberg aus die ersten Schritte der jungen Bundesrepublik auf der anderen Rheinseite im gegenüber gelegenen Bonn. Weniger bekannt ist sein zeitweiliger Flirt mit der in Vichy proklamierten „Révolution nationale“ und sein späteres Bemühen um Integration dieser dunklen Phase französischer Zeitgeschichte in eine nationale Erinnerungskultur, die den Eindruck zu vermitteln suchte, Pétain und de Gaulle hätten mit verteilten Rollen das-

selbe Ziel angestrebt. François-Poncet gehörte nach Bock gewiss nicht zu den bedingungslosen Anhängern des greisen Marschalls, aber dieser Vertreter eines liberalen Konservatismus könne als Beispiel dafür gelten, wie und aus welchen Gründen der wahre Charakter Vichys in der unmittelbaren Nachkriegszeit verdrängt worden sei.

Nicht weniger Beachtung verdienen die Artikel von Gisèle Sapiro (Paris) über die literarische Kollaboration, von Ingrid Galster (Paderborn) über Jean-Paul Sartre unter der Frage „Résistance intellectuelle et soutien passif de Vichy?“, von Jean-Yves Mollier (Versailles) über Verlagswesen und Publikationsverfahren oder von Peter Schöttler (Berlin / Paris) über die Zeitschrift „Annales“. Sie alle machen deutlich, dass dieses vielfach diskutierte Arbeitsfeld immer noch nicht ausgeschöpft ist, ja dass das Thema mit steigender Tendenz eine neue Aktualität gewinnt. Zweifellos erleichtert der zunehmende zeitliche Abstand Fragestellungen, die lange nicht in die vorherrschenden gesellschaftlichen Einstellungen passten.

DIETER TIEMANN